

Schwestern und Brüder!

An den drei Sonntagen vor Pfingsten – beginnend mit heute – legt uns die liturgische Leseordnung unserer Kirche Ausschnitte der sogenannten „Abschiedsreden Jesu“ aus dem Johannes-Evangelium vor. Ob Jesus diese Reden jemals wirklich in dieser Form gehalten hat, lasse ich jetzt einmal dahingestellt. Der heutige Abschnitt reflektiert eher eine Situation, in der sich die Jüngerschaft Jesu bald nach dessen Tod wiederfand, also nach seinem „Vorausgang“ in der Bildsprache dieses Bibelabschnitts. Für die Gefährten Jesu stellte sich verständlicher Weise die Frage: „Wie weiter? Welchen Weg einschlagen?“ – Solange Jesus lebte, waren Jüngerschaft und Nachfolge für sie ganz einfach: bei ihm sein, an der Seite ihres Meisters, in seinen Spuren gehen und tun, was er ihnen sagte (vgl. Joh 2,5). Nach Jesu Tod, zumal ab der Zeit, aus der das Johannes-Evangelium stammt, also nachdem auch die engsten Gefährten Jesu nicht mehr lebten – ab da erging es den Mitgliedern der entstehenden, jungen Kirche wie Lehrlingen oder Schülern nach Abschluss der Ausbildung: Ab jetzt hieß es, selbständig weitermachen; das Gelernte eigenverantwortlich anwenden – aber in mitunter ganz neuen Kontexten, für die es keine einfach nachzuahmenden Vorlagen gab; die Botschaft Jesu und seiner ersten Nachfolger also auch weiterentwickeln und übersetzen in neue Lebenszusammenhänge, neue Kulturen, neue Verstehenshorizonte. Was bedeutet Christsein in einer Zeit, in einer Lebenswelt, die sich vom Lebensumfeld Jesu immer mehr zu entfernen und zu unterscheiden begann – bis herauf in unsere Gegenwart? Diese Frage wird die gesamte Christenheit bis ans Ende der Tage unweigerlich begleiten. Niemand, kein Papst oder Bischof, kein noch so kluges Buch und auch kein offizieller Katechismus werden diese Frage ein für alle Mal und für alle gültig beantworten können.

Die Frage „Was bedeutet Christsein – hier und jetzt, ganz nüchtern und konkret?“ – diese Frage stellt sich auch und gerade jetzt, im immer noch anhaltenden Corona-bedingten Ausnahmezustand unseres Lebens auf besonders deutliche Weise: Vieles, was wir in Ausübung unseres Glaubens und als Ausdruck christlicher Lebenspraxis gewohnt waren, funktioniert auf einmal nicht mehr (oder zumindest nicht mehr in der gewohnten Weise): allem voran der sonntägliche Kirchgang mit Eucharistie- oder Wort-Gottes-Feier, aber auch die Teilnahme am sonstigen religiösen Brauchtum, am pfarrlichen Gruppen- und Gemeinschaftsleben usw. Die Frage „Worin findet mein Christsein seinen Ausdruck bei Wegfall und jenseits all dieser gewohnten, wohl auch lieb gewonnenen und entsprechend kultivierten Rahmenbedingungen?“ – diese Frage stellt sich jetzt plötzlich mit ganz neuer Brisanz; oder auch provokant: Was bleibt übrig von meinem Christsein, wenn die Versatzstücke eines sogenannten „Kulturchristentums“ nicht mehr funktionieren? Denn es kann ja wohl nicht so sein, dass mit den Pandemie-bedingten Einschränkungen unseres Lebens auch mein Christsein – zumindest vorübergehend – ausgesetzt wäre.

So schmerzvoll es oft auch ist, ich halte den Abbruch der „alten Normalität“ in diesem Sinn für eine äußerst gesunde und reinigende Therapie-Chance – in Hinblick auf das persönliche Christsein und letztlich auf alles, was dem eigenen Leben Richtung und Sinn verleiht.

Aus genau diesem Grund erscheint mir auch ein vordergründiges Sich-Arrangieren mit einer „neuen Normalität“ für übereilt und wenig zweckmäßig – auch in Bezug auf das kirchliche Leben: Freilich wäre ab 15. Mai – zumindest bis auf Widerruf – die Wiederaufnahme öffentlicher sonntäglicher Eucharistiefiern erlaubt – aber zu welchen Bedingungen und um welchen Preis!?! Um mit dem schnellsten, eifrigsten oder überpünktlichsten Bruchteil unserer Gemeinden endlich wieder Eucharistie feiern zu können, setzen wir einfach das Gebot des Evangeliums aus, wonach nicht den Ersten, sondern den zuletzt Gekommenen die vordersten Plätze gebühren!?! Um endlich wieder konsekrierte Hostien empfangen zu können, fallen wir zurück in ein Verständnis von Liturgie, welches das 2. Vatikanische Konzil zurecht hinter sich lassen wollte: Der Priester zelebriert vorne, und die übrige Gemeinde wohnt seinem Tun ohne wirklich aktive Beteiligung (ohne gemeinsames Singen und Beten) und in ängstlicher Distanziertheit voneinander bei – wie das über den Raum verstreute

Publikum in einem schlecht besuchten Kino-Saal?!? – Werden hier zentrale Symbole und Inhalte unserer Gottesdienste nicht geradezu konterkariert – damit aber auch deren eigentlicher Sinn und Wert in Frage gestellt, wenn nicht überhaupt verfälscht? – Nein, bloß keinen neuen, aktuellen Wein in alte, notdürftig geflickte Schläuche!

[Deshalb zur ersten Information – v.a. für alle, die sich der Sonntagsgemeinde der Linzer Ursulinenkirche verbunden und zugehörig fühlen: Wir werden auch nach dem 15. Mai nicht in einen Pandemie-bedingt eingeschränkten „Normal-Modus“ zurückkehren. Über unser ab Pfingsten geplantes liturgisches Sonntagabend-Angebot wird es ab kommender Woche weitere Informationen geben. Wir bitten um Ihr Verständnis – und um Ihre bewusst und weiterhin gelebte christliche Lebenspraxis gerade in der aktuellen Situation!]

Es gab in der Geschichte des Christentums schon wiederholt Situationen, in denen Menschen ihr Christsein über Jahrzehnte hindurch ohne Eucharistie, ohne religiöses Brauchtum und ausgeprägtes Gemeinschaftsleben praktizieren mussten. Diese Situationen sind gewiss nicht wünschenswert, aber auch nicht abträglich für eine Antwort auf die Frage: Worin verwirklicht sich meine Jesus-Nachfolge? Oder biblisch: „Herr, wir wissen nicht, wohin du gehst. Wie können wir dann den Weg kennen?“